



Edwin Haubold (1882–1969) um 1961

In Kinderschuh durch das alte Dresden

Impressum

© SAXO-Phon GmbH . www.saxophon-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten . 1. Auflage Februar 2016

Satz und Gestaltung: Torsten Mix . Dresdner Verlagshaus Technik GmbH

Lektorat: Enrico Bach

Druck: Elbtal Druck und Kartonagen GmbH

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN: 978-3-943444-53-7

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit	6
Im Schatten der Frauenkirche	14
Meine Vorfahren väterlicherseits	17
Meine Vorfahren mütterlicherseits	18
Vom Klapperstorch	20
Kinderkrankheiten	22
Pferdemark und Maiwuchs	29
Spucknapf & Fliegenklatsche	31
Aus der Werkstatt meines Vaters	35
Der „sechste Sinn“ meiner Mutter	47
Heinrich Gläser	50
Von anderen Hausbewohnern	53
Von der Rüböl-Lampe zum Gas-Glühhlicht	54
Sonnabends wird die Treppe „getont“	57
Das „Honigfass“	58
Vom Telefon	60
Von Schnaps, Seife, Käse und Schlafröcken	62
Vom Einkaufen	69
Unsere Butterfrau	71
Von der Weihnachtsbäckerei	75
Noch einmal vom Essen	78
Die Bratwurstante	81
Frau Bachmann	83
Frau Winkler	86
Das Mädchen Selma	89
Arbeit ist das halbe (Kinder-)Leben	91
Ich soll musikalisch werden	93
Ferientage	98
Schweineschlachten in Ziegenhain	103
Spaziergänge und Familienausflüge	109
Die Dresdner Pferdeausstellung	123
Der liebe Gott und ich	125
Weißt du noch?	130
Es ist nichts mehr da	131

Im Schatten der Frauenkirche

In einer Nachtstunde des Kriegsjahres 1944 schreibe ich dieses Einleitungskapitel zu meinen Jugenderinnerungen. Im Schatten der Frauenkirche zu Dresden wurde ich am 27. Dezember 1882 geboren.

Mein Geburtshaus steht in der Rampischen Straße, in der Nähe des Neumarktes.

Die Rampische Straße trägt ihren Namen nach dem Dorfe Rampesch. Dessen Gehöfte sollen um etwa 1620 dort gelegen haben, wo heute das fünf Stockwerke hohe Haus steht, in dem ich am 3. Weihnachtsfeiertag¹ des Jahres 1882 „das Licht der Welt erblickte“.

Ich bin das zweitälteste Kind und der älteste Sohn meiner Eltern, des Hofwagenbauers Gustav Reinhold Haubold und seiner Ehefrau Linda, geborene Behrich. Beide Eltern stammen aus alten Bauernfamilien, die in der Lommatzcher Pflege ansässig waren. Beider Heimatort war das Dorf Churschütz.

Ich werde der Heimat meiner Eltern und meiner Großeltern väterlicher- wie mütterlicherseits in diesen Erinnerungsblättern später noch ausführlicher gedenken, denn meine Großeltern und das Lommatzcher Land sind mir immer sehr lieb gewesen und sind es mir heute noch. Wenn die alten Leute auch schon lange ausruhen von einem oft recht mühevollen Lebensweg, so verbindet mich mit ihnen doch ein festes, buntes Band der Erinnerung. Besonders gern denke ich an frohe Ferientage zurück, die ich zusammen mit meiner

¹ Es war lange Zeit in Sachsen umgangssprachlich geläufig, den 27. Dezember als „3. Weihnachtsfeiertag“ zu bezeichnen. Mancherorts wird auch heute noch davon Gebrauch gemacht, vor allem in Gebirgsgegenden. Wahrscheinlich wollte diese Sitte „mental“ die Brückentage hinüber zum Neujahrsfest verkürzen.



Postkartenansicht der Rampischen Straße in Dresden um 1930



Die Rampische Straße im Januar 2015

großen Schwester Elsa viele Jahre hintereinander bei ihnen verleben durfte.

Das gesegnete Lommatzcher Land, in dem ja auch die Wurzeln meines Seins liegen, ist mir immer Heimat geblieben. Wenn mich in späteren Jahren mein Weg nach Sachsen führte, habe ich die Gegend stets besucht, meistens mit meiner Frau. Und viele Erinnerungen an unbeschwerte Tage und Kinderfreuden sind in solchen Besuchsstunden wieder lebendig geworden. Sie haben mich auch nach so langer Zeit noch beglückt und ich habe aus der Heimat meiner Familie stets neuen Mut zum Schaffen mitgenommen.

Es ist Sitte geworden, „Familienstammbäume“ aufzustellen. Das ist ein guter Brauch, denn er lenkt unsere Einstellung zu unserem Sein zu den Quellen zurück, in denen es seinen Ursprung genommen hat. So will ich am Beginn meiner Jugenderinnerungen derer gedenken, deren Blut in meinen Adern fließt. Etwas von ihnen allen ist auf mich übergegangen. Von allem, was sie dereinst erfreute, was sie dereinst erlitten, was sie erbeteten oder was sie verfluchten, wird einiges als Spur auch durch mein Wesen geistern. Und manches, was ich mir nicht erklären kann, findet vielleicht seinen Grund in dem Erbgut, das mir von ihnen überkommen ist.

Sie alle gaben mir von ihrem Sein. Von seinem Leben gab mir jeder ein Stück. Von ihren Erfahrungen, von ihrem Wollen, von ihren Taten und natürlich auch von ihren Fehlern schwingt etwas durch mein Sein – und vielleicht auch von dem, was wir Sünde nennen.

Meine Vorfahren väterlicherseits

Auf der Ahnentafel erscheint als der älteste meiner Vorfahren väterlicherseits der Häusler² Michael Haupoldt aus Wettersdorf. Sein Geburtsjahr war nicht zu ermitteln. Es muss um 1700 gewesen sein, denn er verheiratete sich am 15. November 1731 mit Margarethe Zieger aus Rüsseina.

Mein Großvater Carl Heinrich Haubold wurde am 2. Juli 1816 zu Mochau geboren. Meine Großmutter war die am 10. November 1817 zu Reppen geborene Christiane Friederike Merzdorf. Wie aus den Lebenserinnerungen meines Vaters hervorgeht, war mein Großvater bereits vorher verheiratet, mit einer geborenen Lippert aus Marschütz bei Ostrau. Diese erste Frau meines Großvaters starb an Kindbettfieber. Aus der ersten Ehe stammte eine Halbschwester meines Vaters: Ernestine, die sehr jung in Meißen an Scharlachfieber starb.

Mein Großvater war Sattlermeister und Wirtschaftsbesitzer in Churschütz bei Lommatzsch. Er bekleidete 36 Jahre lang das Amt eines Gemeindevorstehers in diesem Orte. Für seine treuen Dienste wurde ihm im Jahre 1887 durch den Amtshauptmann von Kirchbach „Das Goldene Verdienstkreuz“ überreicht.

Meine Großmutter verstarb am 24. August 1892 zu Churschütz. Der Großvater übersiedelte nach ihrem Ableben in das Haus seiner Tochter, die mit dem Bäckermeister Hähner

² Zu jener Zeit bezeichnete man so einen Dorfbewohner, der ein kleines Haus, aber meist kein Land besaß. So verdiente er sich oft als Tagelöhner, aber war immerhin kein Leibeigener.

züglichen Vortrag meiner guten Mutter wenig Glauben zu schenken. Es war vielmehr anzunehmen, wir seien nicht bemittelt genug, um uns Pferdefleisch zu kaufen, sondern müssten uns damit begnügen, aus den Knochen eine nahrhafte Brühe zu kochen. Auf jeden Fall erhielten wir aber Knochen noch und noch und mit ihnen das so begehrte Pferdemark. Meines Bruders Beine konnten nun Abend für Abend damit massiert werden. Ich weiß noch, dass die Sache nicht sehr gut roch. Das wurde gemildert, als eine der Ratgeberinnen meiner Mutter vorschlug, Kurts Beine zusätzlich wöchentlich zweimal in Fichtennadel-Extrakt zu baden. Zur damaligen Zeit wurde allerdings Fichten- oder Kiefernadel-Extrakt noch nicht wie heute fabrikmäßig hergestellt und in den Drogerien verkauft. Man musste in den Wald gehen und sich dieses Naturprodukt selbst „besorgen“. Die benötigten zarten Triebe der Fichten und Kiefern werden Maiwuchs genannt. In ihnen steckt viel Heilkraft – auch für krumme Beine.

Wir bezogen diesen Maiwuchs aus dem Birkenwäldchen, das zwischen Dresden und Blasewitz auf der Flur des Vorortes Strießen lag. Das Wäldchen war gewiss kein Naturschutzgebiet, aber es war zweifellos auch nicht erlaubt, die wenigen in ihm wachsenden Fichten und Kiefern ihres Frühlingswuchses zu berauben. Ich habe zwar nie einen Forstaufseher oder sonst eine Amtsperson dort gesehen. Trotzdem kamen wir uns alle wie auf dem Kriegspfade vor, wenn wir dort Maiwuchs brachen. Unsere Herzen schlugen erst dann wieder ruhig, wenn wir die Beute im Kinderwagen verstaut hatten und uns zur Heimfahrt rüsteten. Zu Hause wurde die Ernte gekocht und in dieser Brühe wurden meines Bruders Beine gebadet. Und siehe da: Der Erfolg blieb nicht aus. Kurtchens Beine erstarkten und nahmen klassische Formen an.

Spucknapf und Fliegenklatsche

„Gehört denn so etwas Unappetitliches auch in die Jugenderinnerungen?“, wird man verwundert und vielleicht, je nach Temperament, etwas genierlich fragen.

Ja: Spucknapf und Fliegenklatsche gehören dazu, denn ich habe sie erlebt. In jeder „besseren“ Wohnung stand, meist rechts an der Türe, der Spucknapf. Es gab einfache weiße aus Steingut, wie ein in die Potenz erhobener Aschenbecher aussehend. Und es gab pastellfarbene, zur Tapete passend. Ganz vornehm waren die aus Messing, gehämmert, mit Glaseinsatz. Alle hatten eine „Füllung“, beim „Trockensystem“ bestand sie aus Sägespänen. Der Volksspucknapf enthielt nur Wasser. Das war billiger.

Es wurde viel gespuckt in meiner Jugendzeit, von Jung und Alt. Es wurde so viel gespuckt, dass man meinen könnte, das Spucken gehörte damals zum guten Ton. Mein Onkel Hähner aus Zschochau – er war wie alle meine Onkel Bäckermeister – konnte als ein Virtuose im Spucken angesehen werden. Wenn Onkel Hähner zu Besuch kam, war seine Spuckerei der Schrecken meiner Mutter. Man konnte ihm den schönsten Spucknapf vorsetzen; er spuckte unentwegt in die Stube und trat dann mit dem Stiel drauf. Das klingt selbst mit historischem Bonus betrachtet eklig, aber er tat's nun leider einmal so.

Warum man damals so viel spuckte, dass die Keramik-Industrie zu einem beachtlichen Teile von Spucknapf-Geschäften lebte, ist mir unerfindlich. Es muss wohl so etwas wie eine Spuck-Epidemie vorgelegen haben, wie etwa die Masern oder wie zu gewissen Zeiten das Tanzen. Jedenfalls ist erwiesen, dass die Spuck-Periode die Zeit der Tuberkulose war. Schwindsucht sagte man damals.



Spuckverbot in einem Pferdebahn-Wagen um 1890

Später spuckte man weniger. Für das Warum habe ich auch keine Erklärung. Vielleicht wirkten kosmische Kräfte auf die menschlichen Speicheldrüsen mit dem Ergebnis, dass den Menschen die Spucke wegblieb. Auch eine systematische Schulung der Spucker setzte ein. Sie begann mit den Schildchen, die wie Hausseggen in den Zimmern, in Straßen- und Eisenbahnwagen hingen: „Das Spucken auf den Fußboden ist verboten!“ Sogar bei Strafe!

Wenn ich heute in der Straßenbahn ein solches für die Ewigkeit berechnetes Emaille-Schildchen sehe, dann muss ich immer an Onkel Hähler denken. Wie der sich wohl dazu stellen würde?

Heute sind wir über den Spucknapf hinausgewachsen. Es wird eine Zeit kommen, in der man, um einen Spucknapf zu sehen, in das Deutsche Museum gehen muss. Als ich Lehrling war, hatten wir im Laden auch einen. Leider! Ich war für seine Anwesenheit und Betriebsbereitschaft verantwortlich.

Leider! Bis ich eines Tages einen Teil meiner sehr schmalen Bezüge unserer Putzfrau zuwandte, damit sie diese Verantwortung aus meinen Händen nähme. Die tat's recht gern und schlug sogar eines Morgens vor, einen zweiten Spucknapf einzusetzen. Ich war dagegen, denn diese Maßnahme hätte meinen finanziellen Ruin bedeutet. Mein Chef lehnte auch ab. Das Geschäft ging damals nicht glänzend. Es musste gespart werden. Und das Spucken kam sowieso bereits aus der Mode.

Auch mein Großvater mütterlicherseits spuckte viel und gern. Ich sehe ihn noch vor mir, am Fenster stehend und einen Marsch an die Fensterscheibe trommelnd. Dann nahm er die Fliegenklatsche zur Hand und brachte eine Anzahl Fliegen zur Strecke. Daraufhin ging er zum Spucknapf. Er traf immer ins Zentrum.

Die Fliegenklatsche bestand aus einem herzförmigen, etwa zwei Hände großen Lederstück, das an einem Rohrstock befestigt war. Sie hing in der Regel griffbereit neben dem Sofa wie im Bunker die Handgranate. Fliegen gab es in meiner Jugendzeit unglaublich viele. Das kam wohl daher, dass die Speisen nicht wie heute immer in Speiseschränken oder gar in elektrischen Kühlschränken aufbewahrt wurden. Fliegenfänger, die als Leimstreifen konstruiert sind, kannte man zu meiner Kinderzeit noch nicht. Wohl aber raffiniert ausgedachte Fliegenfallen aus Glas, die anschaulich zu beschreiben mir ohne beigefügte Konstruktionszeichnung nicht möglich ist. Sie bestanden aus zwei Teilen: einem unteren aus Glas, in den Zuckerwasser gegossen wurde, und einem glockenartigen Oberteil. Die Fliegen hatten freien Zutritt zu dem Zuckerwasser, fanden aber nie mehr den Ausgang aus dieser

Falle. Nachdem sie sich an dem Zuckerwasser gütlich getan hatten, versuchten sie stundenlang vergeblich, wieder herauszukommen. Schließlich ließen sie sich fatalistisch in das Zuckerwasser fallen, wo sie einen süßen Tod fanden.

Mir kam diese Methode der Fliegenvernichtung immer etwas heimtückisch vor. Ich persönlich war mehr für den direkten, sportlicheren Angriff mit der Fliegenklatsche. Die Fliegen sind gar nicht so dumm, wie man denkt. Sie sitzen ganz ruhig und scheinbar völlig desinteressiert irgendwo auf der Tapete. Sie mit der Hand zu fangen, glückt nur wirklichen „Könnern“. Wenn man bestimmt denkt, man hätte sie in der hohlen Hand gefangen, so ist dies in der Regel ein Irrtum. Die Fliege hat sich längst abgesetzt und eine neue Stellung bezogen. Selbst mit der Fliegenklatsche, die ja für das Insekt die Wirkung einer modernen Luftmine hat, ist es gar nicht so leicht, sie zu treffen.

Mein Großvater Behrisch war ein passionierter Fliegenfänger. Er ging dabei systematisch vor: In der Hand die Klatsche, schlich er die Fliege gewissermaßen an, das Zielobjekt unentwegt im Auge behaltend. In der Stube herrsche dabei totale Ruhe und Spannung. Großvater nahm die Fliege von hinten an, wie der Weidmann sagt. War sie sitzen geblieben und Großvater in Schussnähe herangekommen, dann beschrieb sein Arm mit der Fliegenklatsche blitzschnell einen Bogen von 180 Grad und das herzförmige Stück Leder krachte auf Fliege und Tapete. Übrig blieb nur ein Fleck. Solcher Flecke gab es aber auf der Tapete so zahlreiche, dass man kaum mehr ausmachen konnte, ob sie zum Tapetenmuster gehörten oder nicht.

So ähnlich wie im Zuhause meiner Großeltern ging es zur Fliegenzeit in den meisten deutschen Stuben zu, wo die Fliegenklatsche zum allgemeinen Hausrat gehörte. Ich glaube nicht, dass dieses Instrument bisher in der deutschen Literatur gewürdigt worden ist. Wenn das tatsächlich der Fall sein sollte, so geschah es jetzt auf diesen meinen bescheidenen Blättern.

Aus der Werkstatt meines Vaters

Im Jahre 1878 übernahm mein Vater die Firma Heinrich Gläser zu Dresden, die damals bekannteste Kutschwagen-Fabrik Sachsens. Sie belieferte nicht nur den königlichen Hof und die prinzlichen Hofhaltungen, sondern den gesamten sächsischen Adel und die vielen damals in hoher Blüte stehenden Kreise des Handels sowie der Industrie Dresdens und des Sachsenlandes. Der Besitz von Wagen und Pferden war für alle diese eine Selbstverständlichkeit.

Das Geschäft meines Vaters war, wohl in der Hauptsache aus Rummangel, stark dezentralisiert. Die Stammwerkstätten befanden sich in meinem Geburtshaus in der Rampischen Straße 24, später in Nummer 6 „umgetauft“. In diesen Werkstätten wurden in der Hauptsache die Sattler- und Polsterarbeiten ausgeführt. Die „Rohbauwagen“ wurden in den Werkstätten des Stellmachermeisters Gnauck in der Flemingstraße in Dresden hergestellt. Diesen Werkstätten benachbart war die Werkstatt des Schmiedemeisters Lehmann, dort wurden die zum Aufbau der Wagen notwendigen Schmiedearbeiten ausgeführt. Besonders das Aufziehen der